

Dammasch, Frank

Die Krise der Jungen. Statistische, sozialpsychologische und psychoanalytische Aspekte

Dammasch, Frank [Hrsg.]: Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht? Psychoanalytische Überlegungen. Frankfurt am Main : Brandes & Apsel 2008, S. 9-28

urn:nbn:de:0111-opus-16992

Erstveröffentlichung bei:

**Brandes
& Apsel**

<http://www.brandes-apsel-verlag.de>

Nutzungsbedingungen

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

peDOCS

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Frank Dammasch (Hrsg.)

Jungen in der Krise



Seit den achtziger Jahren ist zu beobachten, dass Jungen einerseits zunehmend zu den Bildungverlierern in der Moderne werden und andererseits in der Häufigkeit von Verhaltensauffälligkeiten an der Spitze liegen. Anders als früher sind männliche Schüler in der Haupt- und Sonderschule überrepräsentiert, während sie im Gymnasium unterrepräsentiert sind. Während 33% der Mädchen das Gymnasium besuchen, sind es lediglich 26% der Jungen. Auch die PISA- und die IGLU-Studie haben darauf aufmerksam gemacht, dass vor allem die Lese- und Reflexionskompetenz, Grundlage jeden differenzierten Lernens, bei Jungen vergleichsweise schlecht entwickelt sind.

Die Beiträge des Bandes gehen der Frage nach, warum Jungen immer größere Schwierigkeiten im psychosozialen Miteinander bekommen, und umreißen die Möglichkeiten von Veränderungen in der Kommunikation und Sozialisation.

Der Herausgeber:

Frank Dammasch, Prof. Dr., analytischer Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeut in eigener Praxis, Hochschullehrer an der Fachhochschule Frankfurt a. M., veröffentlichte zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften, Autor und Herausgeber mehrerer Bücher bei Brandes & Apsel: *Lernen und Lernstörungen bei Kindern und Jugendlichen* (2004) und *Die Bedeutung des Vaters* (2006).

Frank Dammasch (Hrsg.)

Jungen in der Krise

Das schwache Geschlecht?
Psychoanalytische Überlegungen

Mit Beiträgen von Mahrokh Charlier,
Frank Dammasch, Hans Hopf, Gerald Hüther,
Douwe Jongbloed, Kai von Klitzing,
Ilka Quindeau, Martin Teising,
Gisela Zeller-Steinbrich

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen
im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de
Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,
senden Sie uns eine E-Mail an: info@brandes-apsel-verlag.de
oder eine Postkarte an:
Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22, 60385 Frankfurt a. M., Germany

1. Auflage 2008

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen
Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der
Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung
durch Dritte.

Umschlaggestaltung: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag,
Frankfurt am Main, unter Verwendung eines Fotos von Dietrich Süsse,
Pohlheim-Watzenborn; mit freundlicher Genehmigung.

DTP: Antje Tauchmann, Frankfurt am Main

Druck: Impress, d.d., Printed in Slovenia

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem und chlorfrei
gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-86099-732-1

Inhalt

Einleitung: »Jungen in der Krise« und »Krise der Jungen« 7

Frank Dammasch

Die Krise der Jungen
Statistische, sozialpsychologische und psychoanalytische Aspekte 9

Gerald Hüther

Das schwache Geschlecht und sein Gehirn 29

Hans Hopf

Die unruhigen Jungen
Externalisierende Störungen, Philobatismus und Männlichkeit 39

Douwe Jongbloed

Von Mann zu Mann
Übertragung und Gegenübertragung in der Analyse eines Jungen 61

Kai von Klitzing

»Du bist wie dein Vater!«
Die Bedeutung früher Familienbeziehungen
für die Identitätsentwicklung des Jungen 83

Gisela Zeller-Steinbrich

Der Samsonkomplex
Psychodynamik bei Störungen der
Persönlichkeitsentwicklung des Knaben 103

Frank Dammasch

Vaterlose Jungen zwischen Größenphantasien
und Verfolgungsangst 127

Martin Teising

Im echten Manne steckt das Kind
Konflikte bei der Bildung männlicher
Geschlechtsidentität und ihre späten Folgen 145

Mahrokh Charlier

Macht und Ohnmacht
Religiöse Tradition und die Sozialisation
des muslimischen Mannes 161

Ilka Quindeau

Das andere Geschlecht
Psychoanalytischer Diskurs über die
psychosexuelle Entwicklung des Jungen 177

Die Autorinnen und Autoren 195

EINLEITUNG:

»JUNGEN IN DER KRISE« UND »KRISE DER JUNGEN«

Es ist erstaunlich, dass Männer und Jungen neuerdings als schwaches Geschlecht in den Fokus der veröffentlichten Meinung gekommen sind. Erstaunlich deshalb, weil schon seit Jahrzehnten bekannt ist, dass Jungen psychotherapeutische oder psychiatrische Ambulanzen und Erziehungsberatungsstellen mit ihren störenden externalisierenden Verhaltensauffälligkeiten weit mehr füllen als Mädchen. Obwohl auch schon seit vielen Jahren der Bildungsforschung bekannt ist, dass Jungen leistungsmäßig in der Schule hinter den Mädchen zurückliegen, haben wohl erst die großen länderübergreifenden Schulleistungsuntersuchungen die Bildungsschwäche des männlichen Geschlechtes für alle sichtbar werden lassen. Nun wird mit einem Male überdeutlich, dass Jungen sozialisatorisch schlecht ausgestattet sind für die Erfordernisse der Moderne in Bildung, Beziehungsgestaltung und Beruf.

Die inhaltliche und personelle Feminisierung der frühkindlichen Bildungsinstanzen, die unterschwellige Entwertung traditionell männlicher Interaktionsmuster und vor allem die mangelnde Präsenz eines dem Sohne zugewandten Vaters in der Familie haben ihren Anteil an einer zunehmend labilen Identitätsbildung. Die traditionell männlichen Bearbeitungsformen frühkindlicher Versagungserfahrungen mithilfe narzisstischer Unabhängigkeitsvorstellungen und phallischer Größenphantasien werden in einer auf Flexibilität ausgerichteten, global vernetzten Multioptionsgesellschaft dysfunktional und äußern sich in psychosozialen und psychosexuellen Symptomen, die inzwischen auch die Aneignung kultureller und schulischer Bildung ernsthaft gefährden.

Die meisten Autoren dieses Buches sind ausgewiesene Psychoanalytiker für Kinder und Jugendliche bzw. für Erwachsene. Sie gewinnen ihre Erkenntnisse über die unbewussten inneren Beziehungs- und Lebensentwürfe aus der oft jahrelangen intensiven therapeutischen Einzelfallarbeit mit ihren Patienten. Die Beiträge von Hans Hopf, Douwe Jongbloed, Kai von Klitzing, Gisela Zeller-Steinbrich, Frank Dammasch und Martin Teising beschreiben und analysieren im Wechsel von individuellen Behandlungsfällen und theoretischer Reflexion die sozialisatorischen Brüche der frühen

Entwicklung von Männlichkeit in der Moderne. Dabei geht es den Autoren weniger darum, die sichtbare Außenhaut der Sozialität und die sozialen Wandlungen im Detail theoretisch oder empirisch zu sezieren, sondern mehr um Einblicke in die unsichtbare, innere Erlebniswelt und die unbewussten Lebensentwürfe einzelner Jungen. Anhand anschaulicher Vignetten und Fallberichte wird die Vielfalt familiärer Erfahrungen entfaltet, die Struktur von inneren Beziehungsmustern analysiert und den spezifisch männlichen Formen der Welt- und Beziehungsgestaltung auf den Grund gegangen. Die Psychoanalytiker zeigen in ihren am Einzelfall orientierten Beiträgen, dass die Krise der Jungen und der Männer auch im Zusammenhang mit einer dominierenden Präsenz der Mutter in der Familie gesehen werden muss, in der ein Vater fehlt, der den Sohn lustvoll und kämpferisch zur Auseinandersetzung unter »Männern« anregt und zur Identifikation mit ihm einlädt. Die fehlende ödipale Triangulierung aufgrund der Labilität und Schwäche einer mit der Mutterrepräsentanz verbundenen inneren Vaterrepräsentanz und die daraus resultierende ungute Nähe des Sohnes zur Mutter können als zentrale Ursachen für die Beunruhigung so vieler Jungen und auch älterer Männer angesehen werden.

Die klinisch-psychoanalytischen Perspektiven des Buches werden ergänzt durch einen anschaulichen Beitrag des Neurobiologen Gerald Hüther über die Gehirnentwicklung des schwachen Geschlechts, durch die komplexe Reflexion von Mahrokh Charlier über den religiösen Hintergrund muslimischer Männersozialisation und durch einen theoretischen Diskurs über psychoanalytische Männlichkeitstheorien von Ilka Quindeau, der auch als Kontrapunkt zur Rede vom schwachen Geschlecht gelesen werden kann.

Die Beiträge des Buches zeigen jeder in seiner Weise, dass wir heute davon ausgehen müssen, dass es vor allem Jungen sind, denen es schwerfällt, mit den sich beschleunigt wandelnden Familienverhältnissen und gesellschaftlichen Erwartungen flexibel und produktiv umzugehen. Das Bild auf dem Cover des Buches zeigt andererseits auch, dass gerade in Schwächen und Krisen Momente libidinös-lustvoller Annäherung möglich sind, die durchaus auch als Stachel des Nichtidentischen ein Widerstandspotential gegen die Beschleunigungs- und Bildungseuphorie der Moderne in sich tragen.

Frank Dammasch

Frank Dammasch

DIE KRISE DER JUNGEN

Statistische, sozialpsychologische und psychoanalytische Aspekte

Einleitung

Als ich im Frühsommer des Jahres 2006 an der Fachhochschule Frankfurt¹ einen klinischen Vortrag über unruhige Kinder und das Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom hielt, entwickelte sich im Laufe der anschließenden Diskussion mit Pädagogen, Ärzten und Sozialarbeitern eine wachsende Gewissheit darüber, dass schulische Verhaltensauffälligkeiten, Aggressionen, Unaufmerksamkeit, Unruhe und Beunruhigung in der nachwachsenden Generation keineswegs bei Jungen und Mädchen gleichermaßen wahrnehmbar sind. In der Tat sind die mit der psychiatrischen Diagnose ADHS (Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom mit Hyperaktivität) belegten und mit Methylphenidat behandelten Kinder im Grundschulalter ca. 85% männlichen Geschlechts, was von medizinischer Seite eigenartigerweise oft übergangen wird. Ein ärztlicher Diskutant stellte in diesem Zusammenhang die These auf, dass von medizinischer Seite die extreme Männlichkeitslastigkeit der Symptomatik ignoriert werde, weil man mal wieder die These von der Vererbung psychosozialer Störungen gesellschaftsfähig machen wolle. Wenn es sich vor allem um Jungen handele, deren Störung meistens von den Müttern übernommen sein soll, so wäre die These von der Vererbung des gehirnorganischen Dopaminmangels paradox und unhaltbar. Es ließe sich naturwissenschaftlich nicht erklären, warum fast ausschließlich männliche Säuglinge neurologische Defizite von

¹ Seit mehr als zehn Jahren veranstaltet der Förderverein des Instituts für analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie inzwischen in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Frankfurt und dem Brandes & Apsel Verlag eine öffentliche Vortragsreihe zu aktuellen Themen der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Das vorliegende Buch ist in wesentlichen Teilen aus dieser Vortragsreihe im Frühsommer 2007 entstanden.

ihren weiblichen Müttern erben sollten. Das Festhalten an der biologischen Erbtheorie brauche man, so wurde von anderen vermutet, um die primäre Behandlung mit Psychopharmaka legitimieren zu können. Viele federführende Ärzte seien ja bekanntermaßen vor allem, was die Forschungsgelder betreffe, von der Pharmaindustrie abhängig, und würden so immer neue Forschungsdesigns entwickeln, um ADHS als eine reguläre körperliche Krankheit in der Medizin zu etablieren.

Auch wenn die verallgemeinernd und zuspitzend vorgebrachten Argumente der Diskutanten nicht durchgängig stichhaltig scheinen, fällt doch auf, dass es bisher an einer naturwissenschaftlichen Begründung fehlt, warum Aufmerksamkeitsstörungen und Hyperaktivität vor allem Jungen betreffen. Dies liegt vielleicht daran, dass die Vererbung männlicher Hyperaktivität primär eben nicht über körperlich somatische Trigger läuft, sondern über transgenerationale Beziehungs- und Denkmuster, die zwar sekundär auch neurologisch in Engrammen gespeichert werden, aber doch primär von Generation zu Generation in typischen psychosozialen Mustern der Beziehungsgestaltung vor allem zwischen Mutter und Sohn bei meist emotional aus geschlossenem oder real abwesendem Vater weitergegeben werden. Die moderne Neurobiologie weiß mithilfe der bildgebenden Verfahren immerhin schon seit einiger Zeit, dass das Gehirn seine Synapsen und Neurotransmitterverbindungen nutzungsabhängig, d. h. im personalen Beziehungskontext der frühen Entwicklungsjahre, bildet. Eigenartigerweise werden diese nicht mehr ganz so neuen Erkenntnisse von denjenigen Medizinern, die die psychiatrischen Vererbungs-Leitlinien zu ADHS vertreten, weitgehend ignoriert.

Einige Aufsätze dieses Buches beschäftigen sich anhand psychoanalytischer Einzelfallanalysen und theoretischer Betrachtungen mit der Frage: Welche spezifischen Beziehungsmuster mit den primären Bezugspersonen und im sozialen und schulischen Umfeld erleben Jungen, die ihre bewussten und unbewussten Lebensentwürfe dergestalt formen, dass sie offensichtlich in einer sich rasant modernisierenden Gesellschaft immer stärker zu störend auffälligem und symptomatisch-pathologischem Verhalten neigen?

In diesem einführenden Aufsatz geht es zunächst darum, die Beobachtungen von pädagogischen und sozialarbeiterischen Fachleuten, dass Jungen signifikant stärker von psychosozialen Störungen und Bildungsdefiziten betroffen sind als Mädchen, statistisch zu erhärten, um schließlich erste soziologische, sozialpsychologische und psychoanalytische Hypothesen zur

Herkunft dieser geschlechtsspezifischen Auffälligkeiten zu entwickeln.

Im weiteren Verlauf der Diskussion des eingangs erwähnten Vortragsabends berichten Lehrerinnen und Lehrer allgemeiner davon, dass sie nicht nur in der Hauptschule in den letzten Jahren immer mehr ausufernd störende Jungen mit »großkotzigen« Gesten in den Klassen erleben, die nicht nur verhaltensauffälliger als früher seien, sondern auch in ihren schulischen Leistungen im Vergleich zu den Mädchen immer mehr zurückfallen würden. So berichtet eine Lehrerin, dass es eine Faustregel bei der Zusammensetzung von Klassen gebe, die den sozialen Frieden und das gemeinsame Arbeiten sichere: zwei Mädchen auf einen Jungen pro Klasse. Dieses Befriedungskonzept findet demografisch allerdings seine Grenzen. Andere Lehrer berichten, dass vor allem bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine sich immer weiter öffnende Kluft zwischen der sozialen Kompetenz und Leistungsfähigkeit der Mädchen und der Jungen festzustellen ist. Einig sind sich Lehrer bei der Einschätzung, dass es sich bei den Jungen häufig um Söhne alleinerziehender Mütter oder mit anderweitig abwesenden oder schwierigen Vätern handele, die in der Schulklasse durch Verhaltensstörungen oder Leistungs- und Ordnungsprobleme auffallen.

Nach dem Vortrags- und Diskussionsabend begann ich, mich näher mit dem Thema zu beschäftigen, und war erstaunt, wie umfassend die Phänomene aus der Sicht von Lehrern, Bildungsexperten, Forschungsinstituten und Kriminologen inzwischen geworden sind, die jenseits aller medialer Dramatisierung auf eine anwachsende Zahl von Jungen, die in einer Krise sind, hindeuten. Haben Kolleginnen 2003 in einer Tagung an der Fachhochschule Frankfurt zum Thema »Mädchen als Gewinnerinnen, Jungen als Verlierer der Postmoderne – ein neues Geschlechterszenario« (vgl. den hervorragenden Tagungsband von Rose und Schmauch, 2005) sich kritisch mit der medialen Aufbereitung des Themas beschäftigt und es vornehmlich unter feministisch-soziologischer Perspektive als öffentlichen Stimmungswandel im Geschlechterdiskurs verstanden, so verdichten sich doch in jüngster Zeit auch außerhalb von Diskussionsabenden die Hinweise, dass wir es nicht nur mit einem medial geführten öffentlichen Stimmungswandel (den es zweifellos auch noch gibt, wenn man die Schlagzeilen einzelner Wochenmagazine betrachtet) zu tun haben, sondern mit einer in konkreten sozialen und pädagogischen Erfahrungsfeldern sich manifestierenden realen Entwicklungskrise einer wachsenden Zahl von männlichen Kindern und Jugendlichen.

Bei meiner Recherche fand ich heraus, dass es mit großer Mehrheit Jungen und männliche Jugendliche sind, die alle »Hitlisten« externalisierender Pathologien mit weitem Abstand anführen. Sie sind nicht nur »Spitzenreiter« beim Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom mit und ohne Hyperaktivität, sondern auch statistisch führend bei aggressivem Verhalten, Spitzenreiter bei Diebstahl, Schlägereien, anderen kriminellen Handlungen, beim gewalttätigen Rechtsradikalismus, bei den Auswüchsen der Alkohol- und Drogensucht und der modernen Computersucht. In einem gerade beendeten Forschungsprojekt des Instituts für Sozialforschung und des Instituts für analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie in Frankfurt über die Konfliktgeschichten nicht beschulbarer Jugendlicher waren neun von zehn Jugendlichen männlichen Geschlechts (T. v. Freyberg, A. Wolff, 2005, 2006).

Nun ist seit langem bekannt, dass Jungen bis zur Pubertät mit extravertierenden Störungen die klinischen Ambulanzen füllen, während die Mädchen dann in der Adoleszenz mit introvertierenden, oft auf den Körper bezogenen Störungen imponieren. Ein durchaus neues Phänomen ist allerdings die wachsende Orientierungslosigkeit oder besser gesagt: das rasante Zurückfallen des männlichen Geschlechts in der schulischen Bildung im Vergleich zu den Mädchen. Viele Lehrer können davon berichten, wie schwierig und energieaufwändig die Integration von Jungen ist, die in den Klassen als Störer wahrgenommen werden. Die Störanfälligkeit der Jungen wirkt sich auch auf deren Leistungsfähigkeit aus.

Empirisch-statistische Aspekte

Der vom Familienministerium herausgegebene Bildungsbericht kommt zu dem Ergebnis:

»Innerhalb des allgemein bildenden Schulwesens sind inzwischen tendenziell Jungen benachteiligt, und zwar auch dann, wenn das Niveau der Schulleistungen berücksichtigt wird. Bei Betrachtung der Geschlechterproportionen in den Schulformen des deutschen Schulsystems gilt für alle Länder gleichermaßen, dass deutlich mehr Mädchen als Jungen das Gymnasium besuchen. Umgekehrtes gilt für die Haupt- und Sonderschulen, in denen die Jungen überrepräsentiert sind.« (Bildungsbericht für Deutschland 2003: 204)

Im folgenden gebe ich einen kurzen Überblick über statistische Daten und Ergebnisse jüngerer empirischer Forschungsprojekte, die die wachsende Kluft zwischen Jungen und Mädchen veranschaulichen:

- Im Jahre 1970 besuchten 18% der Jungen und 14,7% der Mädchen das Gymnasium. Im Jahre 1995 besuchten 24,2% der Jungen und 31,6% der Mädchen das Gymnasium. Im Jahr 2002 besuchen 26,4% der Jungen und 33% der Mädchen das Gymnasium (vgl. Nyssen, 2004: 55).
- Weitere Untersuchungen belegen die asymmetrische Geschlechterverteilung in der schulischen Bildung. In der Bundesstatistik zeigt sich ein stetiges Abfallen der männlichen Abiturientenquote von 50% im Jahre 1990 auf 43% im Jahre 2004 (Quelle: Statistisches Bundesamt nach Nyssen, 2004: 54).
- In einer Untersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen wurden die statistischen Daten bestätigt. So wurden unter anderem die Schullaufbahneempfehlungen von 6.000 Jungen und Mädchen der vierten Klasse in der Schülerbefragung 2005 untersucht. Es zeigte sich die gleiche asymmetrische Geschlechterverteilung:

»Danach liegen die Mädchen bei der Gymnasialempfehlung klar vorn (40,6% zu 34,1% bei den Jungen), während die Jungen bei den Hauptschulempfehlungen dominieren (31,6% zu 25,9%).« (Möble, Kleimann, Rebbein, Pfeiffer, 2006: 3)

- Die nationale IGLU-Studie hat den Kompetenzerwerb von Schülern in Lesen, Mathematik und Sachunterricht in der 4. Grundschulklasse untersucht und herausgefunden, dass Mädchen im Lesen besser sind. Die Lesefähigkeit der Jungen hinkt etwa vier Monate denen der Mädchen hinterher (vgl. Bos et al., 2003).
- Die Lesekompetenz der Jungen verschlechtert sich im weiteren Schulverlauf deutlich. Dies ist ein Ergebnis der internationalen Studie PISA, die 15-jährige Schüler und Schülerinnen aller OECD-Länder in allen Schulformen untersucht hat.

»Schließlich ist auch die Tatsache, ein Junge zu sein, im Hinblick auf die Zugehörigkeit zur Gruppe schwacher Leser in allen PISA-Teilnehmerstaaten ein Risiko, allerdings unterschiedlicher Größenordnung. Jungen gehören in allen Sozial- und Bildungsschichten eher zu dieser Problemgruppe. In Deutschland liegen die relativen Risiken von Jungen, zur Gruppe schwacher Leser zu gehören, um etwa 70 Prozent höher als für Mädchen.« (Baumert et al., 2001: 401)

12,6% der Jungen im Gegensatz zu 6,8% der Mädchen erreichen im

Lesen nicht einmal die unterste Kompetenzstufe I. Die oberen Kompetenzstufen IV und V erreichen 22,3% der Jungen gegenüber 34,6% der Mädchen.

- Vertiefend hat die PISA-Studie geschlechtsspezifische inhaltliche Differenzen bei der Lesekompetenz als Grundlagenkompetenz der Bildung untersucht. Während bei der Auswertung von Tabellen, Diagrammen und Karten der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen gering ist, gibt es große Unterschiede beim Erfassen von Erzählungen und Argumentationen:

»Im Vergleich zu Mädchen bereitet es Jungen deutlich größere Schwierigkeiten, Texte und ihre Merkmale kritisch zu reflektieren und zu bewerten.« (Baumert et al., 2001: 257)

Um den Grund für die große Differenz von männlichen und weiblichen 15-jährigen Jugendlichen bei der Lesekompetenz zu erfassen, wird das Freizeitverhalten untersucht. Es stellt sich heraus, dass nur für 17,1% der Jungen, aber für 41% der Mädchen Lesen eines ihrer liebsten Hobbys ist.

- In einem anderen Forschungskontext untersucht das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen den Zusammenhang zwischen Schulleistungen und Mediennutzungsmustern bei 6.000 Viertklässlern: 31,7% der zehnjährigen Mädchen gegenüber 40,5% der Jungen besitzen einen eigenen Fernseher. 30,5% der Mädchen und 41,8% der Jungen besitzen einen eigenen Computer. 15,6% der Mädchen zu 38,1% der Jungen besitzen eine eigene Spielkonsole. Ergebnis der Studie:

»Je mehr Zeit die befragten Kinder vor dem Fernseher oder der Spielkonsole verbringen, desto schlechter sind ihre Schulleistungen.« (Möble, Kleimann, Rebbein, Pfeiffer, 2006: 11)

- Auch der Inhalt des Medienkonsums ist geschlechtsabhängig.

Es zeigt sich, dass »etwa jeder zweite Junge im Alter von 10 Jahren über eigene Erfahrungen mit solchen Spielen verfügt, die von den Obersten Landesjugendbehörden wegen ihrer brutalen Gewaltszenen erst ab dem Alter von 16 frei gegeben sind.« (Möble, Kleimann, Rebbein, Pfeiffer, 2006: 4).

Die wachsende Jugendgewalt wird von der Forschergruppe kausal in den Zusammenhang mit dem Konsumieren von Horrorfilmen, Ego-Shooter- und Kampfspielen gebracht. Letztlich wird gefolgert, dass es

einen Zusammenhang von problematischen Mediennutzungsmustern, Schulleistungen und Gewaltprävalenz gibt, der vor allem bei Jungen aus Elternhäusern mit geringerer Bildung sehr ausgeprägt ist. Neuntklässler, die häufig Kampfspiele spielen, neigen zu höherer Gewaltbereitschaft und stimmen mehrheitlich Aussagen zu, die männliche Gewalt befürworten.

- Die Bildungsmisere des jüngeren männlichen Teils der Bevölkerung wirkt sich bereits regional unmittelbar auf die demografische Entwicklung aus. Das Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung hat herausgefunden, dass in den struktur- und wirtschaftsschwachen Regionen der neuen Bundesländer in der Altersklasse der 18- bis 29-Jährigen ein europaweit beispielloser Männerüberschuss von 25% und mehr herrscht. Die Forschergruppe sieht den Hauptgrund dafür im Bildungsvorsprung der jungen Frauen.

»Die besseren Leistungen der Schülerinnen, die bundesweit zu beobachten sind, treten im Osten Deutschlands – und dort vor allem in den wirtschaftsschwachen Gebieten – deutlicher zutage. Da junge Frauen bessere Zeugnisse vorweisen können als ihre männlichen Altersgenossen, haben sie es anderenorts leichter, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden. Die Folgen für die betroffenen Regionen gehen weit über den reinen Verlust an Bewohnerinnen hinaus. So fehlen aufgrund der Frauenabwanderung in den neuen Bundesländern rund 100.000 Kinder. Das Fortgehen der jungen Frauen beschleunigt auch den wirtschaftlichen und sozialen Erosionsprozess. Während sich die Mädchen schon in der Schule durch gute Leistungen auf eine mögliche spätere Abwanderung vorbereiten, fallen die Jungen weiter zurück – vermutlich, weil sie sich durch die im Umfeld verbreitete Arbeitslosigkeit unter den überzähligen jungen Männern weiter entmutigen lassen.« (Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung, 2007, Kurzfassung: 1f)

Sozialpsychologische Aspekte

Die Aufzählung der vorliegenden Daten und die daraus resultierenden Folgen für die Individuen wie auch für die Kultur belegen anschaulich, dass wir nicht darum herumkommen, die Lebenssituation und die Denk- und Handlungsmuster speziell von Jungen und männlichen Jugendlichen näher zu untersuchen. Auch wenn viele Forschungsergebnisse dem interessierten Pädagogen, Sozialarbeiter oder Elternteil nicht allzu neu vorkommen mö-

gen, da man schon lange beobachtet, dass viele Jungen beschränkter und unflexibler als Mädchen sind, dass sie in jungen Jahren eher motorisch als symbolisch orientiert sind, sie lieber mit Pistolen und Fußbällen schießen, als in Ruhe zu malen oder zu lesen, ihre Rivalität lieber körperlich konkret mit Fäusten austragen als im sprachorientierten sozialverträglichen Diskurs, lieber Horrorfilme sehen als Pferdebücher lesen, so beunruhigt doch die anscheinend zunehmende männliche Unfähigkeit, den Anforderungen einer sich wandelnden Bildungslandschaft wie einer sich rasant ändernden und auf Flexibilität der Subjekte ausgelegten kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung standzuhalten bzw. sie selbst produktiv zu formen. Zwar ist es ja nach wie vor so, dass die Vorstände in der Wirtschaft beinahe ausschließlich von Vertretern des männlichen Geschlechts beherrscht werden, aber dies liegt nicht an deren überlegenen Bildungspotenz oder primär an frauenfeindlichen Männerseilschaften. Ich denke, dass es auch weiterhin nur eine begrenzte Zahl von Akademikerinnen geben wird, die sich für die zeitraubenden, psychosozial eingeschränkten und nur auf virtuelle Gewinnmaximierung ausgerichteten Arbeitsfelder der oberen Geschäftsetagen interessieren werden.

Die Studie des Berlin Instituts zeigt, dass junge Frauen, wahrscheinlich nicht nur im Osten, besser gebildet und flexibler sind. Sie reagieren früher und »deutlich zielgerichteter auf den Strukturwandel als Männer« (Berlin Institut, 2007: 7). Auch der Sozialisationsforscher Klaus Hurrelmann geht von einer generellen Krise der Jungen aus und vermutet: »Wahrscheinlich ist es so, dass die Bildungssysteme und auch die Familien die Jungs unbewusst benachteiligen.« (2007: 10) Ob es sich bei den beschriebenen statistisch relevanten Phänomenen generell um eine Krise der Jungen oder aber um eine wachsende Zahl von krisenhaften Jungen-Biographien aus bestimmten demografisch anwachsenden gesellschaftlichen Teilgruppen handelt (z. B. den Söhnen von Migranteneltern; den Söhnen alleinerziehender Mütter; den Söhnen »bildungsferner« Schichten, den Söhnen ostdeutscher Eltern), bleibt statistisch offen, weil die drei ersten Subgruppen bisher nicht speziell untersucht wurden. Hier besteht empirischer Forschungsbedarf. Generell gehen viele Forscher aber von einer wachsenden Problematik der Jungen aus. Ich möchte zunächst aus soziologischer und sozialpsychologischer Perspektive in thesenartiger Form Erklärungen für die beschriebenen Phänomene darstellen, bevor ich mich psychoanalytischen Erklärungen widme.

Was ist also mit der heranwachsenden Generation zukünftiger Männer

los? Was hat sich in den Anforderungen der Bildung und der Gesellschaft geändert? Wie haben sich die Sozialisationsverhältnisse geändert, dass Jungen inzwischen als benachteiligt gesehen werden?

Erstens:

Der rasante Wandel von der klassischen Industriegesellschaft zur sich permanent neu erfindenden technologie- und kommunikationsorientierten Dienstleistungsgesellschaft erfordert berufliche Identitäten, die durch ein hohes Maß an kommunikativer Flexibilität und sozialer Integrationsfähigkeit ausgezeichnet sind.

»Wer im Beruf vorankommen will, der muss mehr mitbringen als Fachwissen. Ohne ›Soft Skills‹ – Sozialkompetenzen – geht wenig. Das Thema hat in der Personalpolitik vieler Unternehmen eine hohe Bedeutung erlangt.« (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21.7.2007)

Traditionelle Männlichkeitsmodelle körperlicher Stärke und phallischer Durchsetzungsfähigkeit auf der einen Seite und an Fakten, Tabellen, Diagrammen und Karten (s. o. PISA) orientiertes objektivierbares lineares Fachwissen auf der anderen Seite haben in der modernen dienstleistungsorientierten Gesellschaft ihren bevorzugten Status verloren.

Der singuläre »lonesome cowboy« (John Wayne, Clint Eastwood) als führendes Männlichkeitsideal vieler Jahrzehnte büßt seine stilbildende und sinnstiftende Vorbildfunktion ein. Die Undurchschaubarkeit immer abstrakter werdender Zusammenhänge in der globalen Dienstleistungsgesellschaft verlangt nach kommunikativen Fähigkeiten und der Kompetenz, produktiv in sozialen und beruflichen Netzwerken arbeiten zu können.

Zweitens:

Die Erziehung und die Beziehungs- und Bildungsfähigkeit von Jungen wird in den ersten zehn Lebensjahren kontinuierlich von Frauen gestaltet. Sowohl in den Familien, in denen der Vater sich nach wie vor weitgehend aus der frühen Beziehungsarbeit heraushält, als auch in den Krippen, Kindergärten und Grundschulen arbeiten beinahe ausschließlich Frauen mit den ihnen anvertrauten Jungen und Mädchen. So fehlt es den Jungen an außerfamilialen professionellen männlichen Identifikationsfiguren, an positiver Spiegelung und sozialer Anerkennung männlicher Interaktionsmuster, was um so gravierender ist, wenn auch innerfamilial keine Auseinandersetzungs- und Identifikationsmöglichkeit mit einem Vater gegeben ist.

Dazu gehört, dass Jungen stärker als Mädchen ihre Identität schon von klein auf auch im motorisch und körperlich agierten Spannungsfeld von Begrenzung und Grenzüberschreitung entwickeln. Das lustvolle Überschreiten von Grenzen und probeweise Eindringen in fremde Räume scheinen hierbei auch evolutionär notwendige soziobiologische Probehandlungen bei der Bildung phallisch-sexueller Identität zu sein, die später die Integration von Aggression und Libido beim Eindringen im genitalen Geschlechtsakt ermöglicht. So wie Mädchen das spätere Frau- und Muttersein im Spiel mit der aktiven Verführung und dem Spiel mit der Puppe üben, so brauchen Jungen den sozialen Rahmen, um phallisch Eindringendes, Grenzen Überschreitendes spielerisch zu erproben. Die Prokreativität einer Kultur ist unter anderem auch von der libidinösen phallischen Aktivität ihrer Männer abhängig. Psychobiologisch notwendiges spielerisches Grenzüberschreiten und Erproben wird in den feminisierten Bildungs- und Erziehungsinstitutionen immer weniger positiv sanktioniert. Einstmals bei Jungen wohlwollend akzeptierte und gesellschaftlich erwünschte klassische Männlichkeitsideale von aggressiv-motorischer Körperlichkeit und beharrlich kämpferischer Durchsetzungsfähigkeit sind bei den mit frühkindlicher Bildung befassten Frauen in Misskredit geraten und werden abgelöst vom einzig gültigen Ideal sozialer Kompetenz und symbolischer Spiel- und Bastelfähigkeit in der aufeinander abgestimmten Gemeinschaft.

In etlichen Kindergärten dürfen Jungen keine Schwerter und Pistolen mitbringen, sehr wohl dürfen Mädchen aber ihre Puppen und ihre Sammelordner mitbringen. So werden jungenspezifische Interaktionsmuster in den sekundären Sozialisationsinstanzen zu nicht positiv gespiegelten Verhaltensmustern.

Die Inhalte wie die Lernstrukturen in der Schule haben sich im Zuge der Bildungsreformen und der Feminisierung der Bildung vom Kindergarten bis zur Grundschule in den vergangenen Jahrzehnten vor allem an den Bedürfnissen und Kompetenzen von Mädchen orientiert. Gruppenarbeit, Netzwerkarbeit, Förderung der sozialen Kompetenz bis zu den Inhalten der gelesenen Texte und Literatur orientieren sich an femininen Idealen, die von den Erzieherinnen und Lehrerinnen vorgegeben und verkörpert werden. Jungen mit motorisch kämpferischen Grenzüberschreitungsimpulsen werden nicht interaktiv in der pädagogischen Beziehung geformt, sondern tendenziell zu randständigen Störern idealisierter Gruppenarbeit, die sich zu integrieren haben.

Drittens:

Insbesondere Söhne aus Migrantenfamilien mit islamischem Hintergrund ohne bürgerliches Bildungsideal erleben in den ersten fünf Lebensjahren im Gegensatz zu ihren Schwestern oft eine übermäßige Verwöhnung bzw. eine pädagogische Nichtformung durch die Mutter und einen sich aus den familiären Beziehungsbelangen weitgehend heraushaltenden Vater. Dies führt zu einer massiven Restringierung ihrer interaktiven und affektregulativen Kompetenzen. Gerade solche Söhne islamischer Familien mit fehlendem Bildungshintergrund sind besonders gefährdet, eine an sowohl beschränkten wie großartigen Männlichkeitsvorstellungen orientierte Identität zu entwickeln, die in der modernen Gesellschaft zwangsläufig zum beruflichen und psychosozialen Zusammenbruch, zumindest aber zu keiner persönlichen und beruflichen Weiterentwicklung führt. Hinzu kommt, dass der ungebildete, mit veralteten omnipotenten Männlichkeitsvorstellungen ausgestattete junge Mann auf immer weniger emotionale Resonanz bei den immer besser gebildeten Frauen stößt. Eine türkischstämmige Studentin schildert im Rahmen eines Hochschulseminars das Dilemma der islamischen Söhne aus eigener Anschauung:

»Vor dem fünften Lebensjahr können die Jungens machen, was sie wollen, fühlen sich großartig, keiner schränkt sie ein, außer gelegentliche Schreiereien. Dann werden sie beschnitten und müssen genauso werden, wie es der Vater sich vorstellt. In unseren Ländern ergreifen sie dann meistens denselben Beruf oder übernehmen die Werkstatt des Vaters. Die Töchter werden anfangs strenger gehalten und für ihre Bildung interessiert sich keiner. So können sie lesen und lesen, was das Zeug hält, ohne dass es auffällt. Und wenn sie genug gelesen haben, das Abitur gemacht haben, studieren sie plötzlich an der Hochschule. Erst dann nimmt der Vater plötzlich erstaunt wahr, dass sich die Tochter ganz anders entwickelt hat, als er wollte. Wenn der Vater liberal ist, geht es gut. Der Sohn wird Handwerker und das Mädchen Ärztin.«

Viertens:

Die Familienstruktur in der modernen Gesellschaft ändert sich tendenziell von der klassischen Eltern-Kind-Hierarchie mit klarer Generationengrenze hin zu einer horizontalen partnerschaftlich organisierten Verhandlungsgemeinschaft unter »Geschwistern«.

»Das Brüderliche ist das moderne Prinzip der Konstituierung des Gesamt der Bindungen, dazu gehört auch die eheliche, und dies aus zwei Gründen: der Nie-

dergang der Vaterfigur und die phallische Desorientierung.« (Rassial, 2003: 40, zitiert nach Heenen-Wolff, 2007: 554)

Eine immer weniger vom väterlichen Prinzip strukturierte Familie bei zunehmender realer Abwesenheit des Vaters labilisiert vor allem die Identitätsentwicklung des Jungen. Der durch die rasant sich verändernde Technologisierung und Medialisierung der Gesellschaft geforderte permanente Umbau der psychosozialen Anpassungsfähigkeit des modernen Menschen, für den die väterliche Vorbildhaftigkeit immer weniger ein sicherer Leitfaden der Ich- und Identitätsentwicklung ist, führt insbesondere in der männlichen Entwicklung zu einem Anwachsen innerer Beunruhigung, die durch passiv regressive Abwehrformationen oder durch Festhalten an rigiden Männlichkeitsvorstellungen abgewehrt wird. Die Analyse Herbert Marcuses gilt heute mehr als zuvor:

»Befreit von der Autorität des schwachen Vaters, der um das Kind zentrierten Familie entwachsen, wohlausgestattet mit den Vorstellungen und Tatsachen des Lebens, wie sie durch die Massenmedien übermittelt werden, tritt der Sohn (und in einem bislang noch geringeren Maße die Tochter) in eine konfektionierte Welt ein, in der man zurechtkommen muß. Paradoxerweise stellt sich heraus, daß die Freiheit, welcher sie sich in der weitgehend autoritätslosen Familie erfreut hatten, mehr ein Preisgegebensein als ein Segen ist: das Ich, das sich ohne viel Kampf entwickelt hat, erscheint als eine ziemlich schwache Wesenheit, wenig geeignet, ein Selbst mit den anderen und gegen sie zu werden, den Mächten wirksamen Widerstand entgegenzustellen, die jetzt das Realitätsprinzip durchsetzen, (...) in einer repressiven Kultur muß die Schwächung der Rolle des Vaters und sein Ersatz durch äußere Autoritäten die Triebenergie im Ich und damit seine Lebensinstinkte schwächen.« (Marcuse, 1968: 93)

Fünftens:

Sozialisatorisch und neurobiologisch (s. die Beitrag von Hüther) sind Jungen und Männer schlechter als Frauen für die Notwendigkeit der Anpassung an die gesellschaftlichen Anforderungen beschleunigter Flexibilität ausgerüstet. Die Krise der Jungen basiert auch auf einer Krise der Väter, die mit der Integration flexibler Rollenanforderungen in einer sich schnell wandelnden Kultur nicht identitätserweiternd umgehen können und so die haltgebende Vorbildfunktion für ihre Söhne verlieren. Die Fähigkeit zur persönlichen Integration des psychosozialen Wechselspiels von Flexibilisierung und Festhalten, von Abhängigkeitstoleranz und Separation, von

Auflösung und Integration, von Individualität und Gemeinsamkeit, die eine reife Persönlichkeitsstruktur in einer modernen Gesellschaft mit starkem sozialen Wandel kennzeichnet, scheint eine hohe, manchmal zu hohe Anforderung an die großen und kleinen Männer zu sein. Die statistischen Daten aus Ostdeutschland zeigen einmal mehr beeindruckend, dass Männer eher als Frauen dazu neigen, am Bestehenden festzuhalten und nur schwer zur Flexibilisierung ihrer Lebensentwürfe und Verhaltensweisen in der Moderne zu bewegen sind. Dies mag auch mit einer höheren Verlustangst in Bezug auf alte Sicherheit spendende Männlichkeitsmodelle zu tun haben, die gerade in einer global kapitalisierten risikoreicheren Multioptionsgesellschaft den Widerstand gegen den subjektiven Wandel stärken.

Der Soziologe Ulrich Beck erfasst die Epoche der modernen Gesellschaft im Begriff Risikogesellschaft, »die nicht mehr nur traditionale Lebensformen abstreift, vielmehr mit den Nebenfolgen erfolgreicher Modernisierung hadert: mit unsicheren Biographien und schwer fassbaren Gefahren, die alle treffen und niemand mehr adäquat versichern kann.« (Beck, 2007: 27)

Die beschleunigte kulturelle Wandlungsdynamik mit der Flexibilisierung fast aller Arbeits- und Lebensbereiche erfordert eine erhöhte Anpassungsfähigkeit der Subjekte, die die innere Kohärenz des persönlichen Sicherheits- und Identitätsgefühls gerade bei denen erschüttern kann, deren Persönlichkeit durch die Fixierung an nur eine Rollenidentität stabilisiert wird. Oder umgekehrt: Die Wandlungserfordernisse der Gesellschaft und das subjektiv erlebte permanente Risikogefühl erschüttern das persönliche Identitätsgefühl, lösen Beunruhigungsgefühle aus, die bei emotional und kognitiv vielfältig gebildeten Individuen zu einer positiven Verunsicherung und zu einem Zugewinn kreativer Lebensmöglichkeiten in einer »Patchworkidentität« im Sinne Kuapps (1997) führt. Bei psychisch verunsicherten und kognitiv weniger vielfältig gebildeten Menschen führt die psychosoziale Wandlungsdynamik zu einem Festhalten am Bestehenden und zu einer Rigidisierung der inneren Verhaltens- und Denkmuster. Jungen und Männer neigen stärker als Mädchen und Frauen dazu, in einer sich rasant wandelnden unübersichtlichen, krisenanfälligen sozialen und beruflichen Realität, die eigenen Angst- und Abhängigkeitsgefühle durch eine männliche Unabhängigkeit suggerierende Verhaltensstarre abzuwehren, die in der Moderne zunehmend ins Leere läuft.

Psychoanalytische Aspekte

Die Psychoanalyse beschäftigt sich mit der Innenseite des Subjekts, erforscht die bewussten und unbewussten Erlebnismuster, die das Verhalten und das Denken des Menschen oft unterhalb der Wahrnehmungsschwelle bestimmen. Ulrike Schmauch formuliert die von der Psychoanalyse zu füllende Aufmerksamkeitslücke in der aktuellen Jugenddiskussion:

»Was mir in der öffentlichen Debatte noch weitgehend fehlt, ist die Aufmerksamkeit dafür, dass Jungen in emotionaler und sozialer Hinsicht schlechter ›ausgestattet‹ werden – für den Umgang mit Abhängigkeit und Wechselseitigkeit, mit Schwäche und Grenzen – und dass sie damit letztlich für den Umgang mit sozialer Realität schlechter vorbereitet sind als Mädchen.« (Schmauch, 2005: 33)

Das wachsende unruhige Verhalten der Jungen und ihre abnehmende Teilhabe an schulischen Bildungsfortschritten sind vor allem Hinweise auf innere Verunsicherungen des narzisstischen Gleichgewichts und daraus resultierenden Abwehrmaßnahmen, die offensichtlich nicht mehr – wie früher – mit den familiären oder kollektiven Erwartungen konform gehen, was zu einer pathologisierenden Spirale der interaktiven Spiegelung des Jungen als potentiellem Störer führen kann. Offensichtlich gelingt es Jungen tendenziell schlechter als Mädchen, sich an verändernde Beziehungs- und Bildungserfordernisse produktiv anzupassen und das Wohlwollen der Erwachsenen zu sichern, was in den ersten zehn Lebensjahren meist heißt: das Wohlwollen der erwachsenen Frauen und Mütter. Hier sind wir sogleich beim Kernproblem männlicher Sozialisation und Identitätsbildung. Im Zuge wachsender konkreter oder symbolischer Vaterlosigkeit sind heute immer mehr Jungen paradoxerweise darauf angewiesen, in der Interaktion mit ihren weiblichen primären und sekundären Bezugspersonen die männliche Seite ihres Selbst gespiegelt und libidinös anerkannt zu bekommen.

Klassischerweise geht die Psychoanalyse davon aus, dass das kleine Kind sich geschlechtsneutral vor allem im Rahmen einer primären Identifikation mit der Mutter entwickelt und erst mit der Wahrnehmung und psychischen Besetzung der Geschlechtlichkeit die Differenz der Geschlechter für sich entdeckt und repräsentiert. Die phallische Phase für die männliche Entwicklung wird parallel zur ödipalen Phase konzeptualisiert. Für den Jungen bedeutet dies, dass er sich zunächst wie das Mädchen weiblich mit der Mutter identifiziert und sich sekundär zur Errichtung seiner männlichen Identität

von der Identifikation mit der Mutter lösen muss (»Dis-identifying from mother«, Greenson, 1968).

Ulrike Schmauch (2007) und Ilka Quindeau (in diesem Buch) kritisieren das Konzept, dass Männlichkeit sich aus der Weiblichkeit herauslösen müsse, um zur eigenständigen Identität zu werden, und favorisieren ein integratives, an der von Freud postulierten, allgemein menschlichen Bisexualität orientiertes Konzept männlicher Entwicklung.

Ich stehe dem Entidentifizierungskonzept Greensons weniger aus feministisch-psychoanalytischer Perspektive als aus klinischer Erfahrung heraus skeptisch gegenüber. Aus vielen Gesprächen mit Müttern aus meiner kinderpsychotherapeutischen Praxis weiß ich, dass das Geschlecht ihres Kindes für die inneren Phantasien und Einstellungen der Mütter und in den frühen Beziehungserfahrungen nicht unwichtig gewesen ist. Häufig hat die bewusste und unbewusste Beziehung der Mutter zum spezifischen Geschlecht des Kindes die konkreten Betreuungs- und Affektregulierungshandlungen unterschwellig mitbestimmt.² Die Mutter sieht auf ihren Sohn mit anderen Augen und erkennt in ihnen anderes als in ihrer Tochter. Während die Mutter über die Ähnlichkeit zur Tochter und deren narzisstischer Besetzung eine homolog abgestimmte Dyade der phantasierten emotionalen Gleichheit herstellen kann, sieht sie im Sohn zwangsläufig sofort auch den Vater – die Ähnlichkeit zum Vater.

So ist die Beziehung Mutter-Sohn durch das innere Bild des Vaters in der Mutter gleich trianguliert. Die libidinöse Besetzung des Vaters und seiner Männlichkeit bestimmt so auch die libidinöse Besetzung des Sohnes und des Männlichen im Sohne. Oft wird gerade von Müttern, denen der leibliche Vater ihres Kindes vorgeburtlich oder nachgeburtlich abhanden gekommen ist, ein Gefühl der Fremdheit wahrgenommen, die am Geschlecht festgemacht wird. Nach der Säuglingszeit (vielleicht auch schon vorher) kann eine Mutter ihren Sohn nur libidinös als Junge und zukünftigen Mann

² Der amerikanische Säuglingsforscher Daniel Stern hat in einem beeindruckenden Fallbeispiel veranschaulicht, wie eine Mutter ihren zehn Monate alten Sohn Sam als potentiellen Mann und Partner betrachtet und unterschwellig die Männlichkeit ihres Sohnes in Abgrenzung zu der ihres Mannes formen möchte, indem sie sich in spezifischer Art auf die affektiven Äußerungen ihres Sohnes abstimmt. Die gestaltbildenden Phantasien des auf Video aufgezeichneten Interaktionsprozesses sind der Mutter weitgehend unbewusst und können erst im nachhinein im verstehenden Gespräch mit dem Psychoanalytiker der Mutter herausgearbeitet werden (vgl. Stern, 1992: 297f.).

wohlwollend betrachten, wenn sie den Vater und die männliche Differenz, und das heißt auch: den körperlichen Geschlechtsunterschied – den Penis – libidinös besetzen kann, und wenn sie weder bewusst noch unbewusst den kleinen körperlichen Unterschied mit negativen Konnotationen belegt hat (z. B. aufgrund eigener traumatischer Erfahrungen).

Kurz gesagt: Die Mutter muss gute Erfahrungen mit dem Manne im allgemeinen gemacht haben, den Vater ihres Sohnes schätzen können und ihn im Zusammensein mit ihrem Sohn sozusagen in sich tragen. So ist der Vater im Raume, auch wenn er gar nicht präsent ist: über die Gedanken und das Begehren der Mutter. Die libidinös gefärbte Beziehung zum Männlichen, was im Kern immer auch eine eigene genügend gute Vaterbeziehung voraussetzt, ist deshalb so wichtig, weil der Sohn eben fremdgeschlechtlich ist, und die Mutter nicht einfach wie bei der Tochter die eigenen psychobiologischen Erfahrungsmuster als Grundlage des phantasierten und realen Zusammenseins nehmen kann.

Das Mädchen wächst ja – im libidinös gefärbten Normalfall – von klein auf in der basalen Sicherheit gemeinsam geteilter weiblicher Lebens- und Beziehungsentwürfe mit ihrer Mutter, ihren Erzieherinnen und Lehrerinnen auf, was allerdings dann stärker als beim Jungen in der Adoleszenz zu schwierigen Ablösungskonflikten führen kann. Das Mädchen erlebt die Spiegelung seiner Geschlechtsidentität im Rahmen der Ähnlichkeitsverbindung mit der Mutter (vgl. Benjamin, 1992) und mit den Bezugspersonen der sekundären Sozialisationsinstanzen. Jungen erleben zumindest in ihrem männlichen Selbstanteil früher – oft zu früh – eine emotionale Getrenntheit von der Mutter.

In beobachtbaren Interaktionen sieht man häufig Mütter, die übertrieben gewähren lassend oder inkonsequent und hilflos verbietend – also nicht interaktiv formend – mit ihren kleinen Söhnen umgehen. Bisweilen werden Jungen auch zu lange gestillt, weil die körperliche Nähe und das Gefühl, vom Kind gebraucht zu werden, das innere Distanzgefühl der Mutter überbrücken helfen soll. In der psychoanalytischen Praxis habe ich es häufig mit Müttern zu tun, die mich sozusagen als Dolmetscher aufsuchen, damit ich ihnen die Denk- und Gefühlsweisen ihrer Söhne erklären soll und ihnen damit ermöglichen möge, eine tiefere Verbindung mit ihnen herzustellen.

Wenn wir der auf klinischen Beobachtungen basierenden These folgen, dass Jungen keine zu enge Beziehung zur Mutter haben, von deren Weiblichkeit sie sich entidentifizieren müssten, sondern im Gegenteil vor allem

bei der zunehmenden Zahl von Müttern ohne libidinöse Besetzung der Männlichkeit häufig schon früh eine verdeckte Differenzenerfahrung machen, so wird mit einem Mal verständlich, warum Jungen so dringend den männlichen Dritten brauchen. Sie suchen ein basales Gemeinsamkeitsgefühl mit dem Mann innerhalb und außerhalb der Familie, der das sich entwickelnde Männliche seines Sohnes schätzt und dabei hilft, es im »*Penis-zu- Penis-Dialog*« (Herzog) zu formen.

Die präödipale Triangulierung, basierend auf dyadischen Interaktionserfahrungen mit der Mutter und mit dem Vater, und triadischen Interaktionserfahrungen, die auf den sinnlich konkreten Erfahrungen eines positiv aufeinander bezogenen Elternpaares beruhen, ermöglicht die Fähigkeit zur Herstellung innerer Verbindungen, zum geschlechtsspezifischen Perspektivenwechsel, zur Verbindung und Anerkennung des Homologen wie des Heterologen, des Weiblichen und des Männlichen. Die frühe Triangulierung mithilfe eines männlichen Dritten ist für die Ausbildung einer flexiblen männlichen Identität grundlegend und Basis für die Entwicklung späterer flexibler Anpassungsfähigkeit an wechselnde soziale und kognitive Anforderungen der außerfamilialen sozialen Realität. Möglicherweise sind diese libidinösen Beziehungserfahrungen im Mutter-Vater-Kind-Dreieck auch gestaltbildend für die subjektive Entfaltung von Mentalisierungs- und Reflexionsfähigkeit überhaupt.

Meine Grundthese:

Im Kern ist es das intrapsychische Fehlen eines libidinös besetzten Vaterbildes, das mit dem Mutterbild positiv verbunden ist, der den Bodensatz der meisten psychosozialen Störungen von Jungen bildet. Die fehlende stabile Verinnerlichung des frühen und des ödipalen Dreiecks als Grundmuster des Fühlens und Denkens tangiert die männliche Identitätsbildung und führt speziell bei Jungen zur Ausbildung unflexibler Abwehrmechanismen und zur Vermeidung von Abhängigkeitsgefühlen, die das Selbst in Kontakt mit der frühen Abhängigkeit von einer Mutter bringen, die das Männliche nicht positiv spiegeln konnte. Es sind also vor allem Jungen und Jugendliche ohne die Erfahrung und Verinnerlichung begrenzender und libidinöser Väterlichkeit, die in einer nicht triangulierten Nähe zu einer Mutter stehen, die das Männliche ihres Sohnes nicht genügend wertschätzen und formen kann, die später auffallen durch aktiv unruhiges, aggressives, hyperphalliches Verhalten auf der einen Seite oder durch äußerlich passives sich in

der grenzenlosen Grandiosität der Computerspiele, der Alkohol- oder Drogensucht verlierendem Verhalten.

Die frühe Erfahrung des Getrenntseins innerhalb der Beziehung zur Mutter im Zusammenwirken mit dem fehlenden Gemeinsamkeitsgefühl mit einem Vater sind die beiden miteinander zusammenhängenden Interaktionserfahrungen, die die Entwicklung einer reifen männlichen Identität erschweren. Eine reife männliche Identität basiert auf Triangulierungskompetenz, also auf der Integration männlich-väterlicher und mütterlich-weiblicher Anteile in die Selbstrepräsentanz und auf der Fähigkeit, die Perspektive des jeweils anderen Geschlechts probeweise einnehmen zu können. Wie frühe Interaktionsbeobachtungen zeigen, ist die Triangulierungskompetenz beim Jungen stärker als beim Mädchen von einer flexiblen, triangulierten Beziehungsmatrix ihrer Eltern abhängig (vgl. Bürgin, v. Klitzing, 2001: 529).

Jungen und Männer, aufgewachsen ohne die frühe Erfahrung eines aufeinander bezogenen Elternpaares, nur in der Enge einer Dyade mit einer Mutter, die gleichzeitig das Getrenntsein spiegelt, sind es, die die Abhängigkeit fürchten und die männliche Unabhängigkeit überbetonen müssen. Vielleicht ist es Flucht vor der Abhängigkeit von der Mutter und die männliche Unfähigkeit, die eigene Identität in emotionalen Abhängigkeitsbeziehungen flexibel zu überarbeiten, die dem Jungen das Annehmen von Hilfe und das Lernen von Dritten schwerer macht als den Mädchen.

Abschließend möchte ich mit zwei kurzen Szenen aus meiner Praxis den häufig zu beobachtenden Unterschied zwischen Jungen und Mädchen im Umgang mit Hilfsangeboten und Abhängigkeit veranschaulichen:

In einem ersten Interview mit einem fünfjährigen Mädchen kommt die Idee auf, mit einem in meinem Regal befindlichen Baukasten zu spielen. Ich biete dem Mädchen an, vielleicht mit dem Szeno-Baukasten etwas zu spielen. Wenn sie wolle, könne sie ihn an den Tisch holen. Sie geht zum Regal, schaut sich den Kasten an und sagt: »Ich kann den Kasten noch nicht tragen. Kannst Du mir helfen?« Wir tragen den Kasten gemeinsam an den Tisch und spielen.

Der Zufall will es, dass es zeitnah in einem anderen Erstgespräch zu einer ähnlichen Situation mit einem fünfjährigen Jungen kommt. Ich biete ihm an, mit dem Szeno-Baukasten zu spielen. Er geht zum Regal, nimmt ihn in die Hand, zögert einen Moment. Ich biete ihm an, weil der Kasten vielleicht zu schwer sei, ihm beim Tragen zu helfen. »Nein«, sagt er entschlossen, »ich

brauche keine Hilfe.« Auf dem Weg zum Tisch bekommt der Szenokasten Schlagseite, der Deckel rutscht ab, die vielfältigen Einzelteile folgen den Gesetzen der Schwerkraft und verteilen sich auf dem Teppich. Wir suchen die Einzelteile und räumen sie gemeinsam ein.

Die zu frühen Distanzerfahrungen, die Fremd- und Selbstüberschätzungen des Jungen im Zusammenwirken mit dem illusionären Ideal von Unabhängigkeit bilden den unbewussten emotionalen Kern männlicher Bindungsstörungen und Lernschwäche.

Literatur

Baumert, J., Klieme, E., Neubrand, M., Prenzel, M., Schiefele, U., Schneider, W., Stanat, P., Tillmann, K.-J., Weiß, M. (2001): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich, Opladen.

Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft. Frankfurt a. M.

Benjamin, J., (1992): Vater und Tochter: Identifizierung mit Differenz. In: PSYCHE, 46. Jg.: 821-846.

Bürgin, D., v. Klitzing, K. (2001): Zur Psychoanalyse von Kindern und Jugendlichen. In: Bohleber, Drews (Hrsg.): Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart, Stuttgart.

Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2007): Studie: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Berlin.

Bildungsbericht für Deutschland: Erste Befunde, Opladen 2003.

Bos, W., Lankes, E.-M., Schwippert, K., Walther, G., Valtin, R., (2003): Erste Ergebnisse aus IGLU. Schülerleistungen am Ende der 4. Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich. Münster.

Greenson, R. R. (1968): Die-identifying from Mother – Ist Special Importance for the Boy. In: International Journal of Psychoanalysis 49: 370-374.

Heenen-Wolff, S., (2007): Die Geschwisterbeziehung – Postmoderne psychoanalytische Perspektiven zur Horizontalisierung in der Beziehungswelt. PSYCHE LXI Jahrgang: 541-559.

Hurrelmann, K. (2007): »Wir dachten, die setzen sich durch – die sind ja Jungs.« Interview in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 25. August 2007.

Keupp, H. (1997): Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Keupp und Höfer (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a. M.

Marcuse, H. (1968): Das Veralten der Psychoanalyse. In: (Ders.): Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt a. M.

Möble, T., Kleimann, M., Rehbein, F., Pfeiffer, C., (2006): Mediennutzung, Schulerfolg, Jugendgewalt und die Krise der Jungen. Veröffentlicht in Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 3, 06.

Nyssen, E. (2004): Sozialisation in der Schule – Theoretische Ansätze, empirische Ergebnisse und gesellschaftliche Entwicklungen von Kindheit und Jugend. Skriptum zur Einführungsvorlesung.

Rose, L., Schmauch, U. (Hrsg.) (2005): Jungen – die neuen Verlierer? Königstein.

Schmauch, U. (2005): Was geschieht mit kleinen Jungen? – Ein persönlicher Blick auf die Entwicklung des Jungenthemas von den 70er Jahren bis heute. In: Rose, Schmauch (Hrsg.) (2005): Jungen – die neuen Verlierer? Königstein.

Schmauch, U. (2007): Probleme der männlichen sexuellen Entwicklung. In: Sigusch, V. (Hrsg.) Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. Stuttgart/New York.

Stern, D. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart.

Freyberg, T. von, Wolff, A. (Hrsg.) (2005, 2006): Störer und Gestörte Bd I und II – Konfliktgeschichten nicht beschulbarer Jugendlichen. Frankfurt a. M.